

# „Viele sind auf der Suche nach Sinn“

Sterbende Menschen zu begleiten, ist in Minden ein Thema, das eine Lobby hat. Vor 20 Jahren sah das ganz anders aus. Damals startete Hospizkreis-Leiter Helmut Dörmann und schuf Strukturen, die bis heute prägend sind. Nächste Woche nimmt er Abschied.

Benjamin Piet

**Minden.** Als Helmut Dörmann vor 22 Jahren mit dem Aufbau des Hospizkreises startete, gab es in Minden kaum etwas zu dem Thema. Dörmann leistete vor Ort so etwas wie Pionierarbeit. Nun ist er 65 Jahre alt und Ende Oktober ist für ihn als Geschäftsführer Schluss. Im Abschiedsgespräch mit dem Mindener Tagblatt beantwortet er, was die Sterbebegleitung nun braucht und wie sein Lebensweg sich fortsetzen wird.

**Sie sind gewissermaßen Profi im Abschiednehmen. Fällt es da besonders leicht, Abschied vom Job zu nehmen?**

Helmut Dörmann: Könnte man denken, ja. Abschiede sind ein Prozess und ich habe da nun schon einige Stufen durchlaufen. Ende Oktober ist Schluss und ich gehe mit einem Gefühl von großer Dankbarkeit. Diese Aufgabe habe ich immer gerne gemacht, habe Sinn und Freiheit und faszinierende Menschen erleben und etwas bewegen dürfen. Und ich sehe ganz klar, dass die Zeit da ist, dass Jüngere weitermachen. Deshalb möchte ich auch ganz gehen und den Weg frei machen.

**Sie sind 2001 nicht gerade opulent gestartet.**

Das kann man wohl sagen. Wir waren zwei Menschen in einem neun Quadratmeter großen Büro bei der Diakonie. Damals kamen die ersten Flachbildschirme auf, für die ich besonders deshalb dankbar war, weil ich einen herkömmlichen Bildschirm gar nicht dort hätte aufbauen können. Die Refinanzierung war schwierig und ich habe auf einer halben Stelle begonnen. Wir haben damals acht Sterbende im Jahr begleitet.

**Waren Sie denn schon Experte damals oder war das auch für Sie so etwas wie persönliche Pionierarbeit?**

Und wie. Ich wusste gar nicht, worum es in der Hospizarbeit geht. Da musste ich ganz bei null anfangen. Persönlich, aber auch im Aufbau von Strukturen vor Ort. Ich kam aus dem, was sich im weitesten Sinne Spiritualität nennen lässt. Ich interessierte und interessiere mich noch immer für so etwas wie Menschwerdung, also die Entwicklung des Denkens, des Handelns, des Entdeckens und Lebens von eigenen Potenzialen und von Beziehungen mit anderen Menschen. Ich hatte auch therapeutisch gearbeitet, als Gestalttherapeut. Und dann kam dieses Thema mit der Hospizarbeit auf mich zu und ich hatte den Eindruck: Genau diese Aufgabe hat auf mich gewartet. Dieses Gefühl ist die Jahre über immer geblieben.

**Waren Sie 2001 eigentlich spät mit dem Thema dran?**

Eher im Gegenteil. Es stimmt, dass England als Ursprungsland der Hospizbewegung viel früher viel besser aufgestellt war. Aber NRW war eher noch Vorreiter, vor allem Köln, wo die ersten Hospize entstanden. Und von dort aus zog es Kreise. Es war damals, als hätten die Leute nur darauf gewartet, dass endlich jemand damit beginnt.

**Was war am Anfang die größte Schwierigkeit?**

Überhaupt ein Netzwerk aufzubauen und durch die Türen von Medizinern und von Einrichtungen zu kommen. Durchs Fenster schauen, das durften wir. Aber hineinkommen und mit der eigenen Arbeit, der Sterbebegleitung, wirklich dazugehören, das war ein langer Weg.

**Wie haben Sie das geschafft?**

Wir mussten hartnäckig sagen: „Wir sind da!“ Immer wieder und nachdrücklich. Da musste ich mich sehr einbringen. Die ersten Jahre waren schwie-



Helmut Dörmann hat in Minden Strukturen geschaffen, die bis heute prägend sind.

MT-Foto: Benjamin Piet



Vor 22 Jahren startete in Minden der Aufbau des Hospizkreises.



Die Trauerbank im Botanischen Garten ist eines der Angebote des Hospizkreises.

MT-Foto: Christine Riechmann

rige. Aber wir wussten, dass unsere Hartnäckigkeit notwendig und die Sache berechtigt war. Das hat uns die Kraft gegeben, daran festzuhalten und um unseren Platz zu kämpfen.

**Wie ist die Situation heute?**

Jetzt hat das Büro des Hospizkreises 150 Quadratmeter, die Leiterin ist in Vollzeit tätig, es gibt zwei Koordinatorinnen in Vollzeit, eine Koordinatorin mit 30 Stunden, das hat sich sehr geändert. Heute bewegt sich der Durchschnitt bei Mitte 50 und viele sind berufstätig. Diese menschliche Vielschichtigkeit, die sich da ergeben hat, ist spannend.

**Warum hat sich der Typus des ehrenamtlichen Sterbebegleiters verändert?**

Viele Menschen sind auf der Suche nach Sinn. Sie möchten anderen Gutes tun

und Sinnhaftes erleben, für andere da sein. Diese Motivation ist stark und spielt auch für Menschen eine Rolle, die noch voll im Berufsleben stehen.

**Die Zahlen an sich sprechen also eine deutliche Sprache. Wie hat sich der Umgang mit dem Tod in den vergangenen 20 Jahren geändert? Auf der einen Seite ist er ja noch immer etwas, vor dem nicht unerheblich viele Menschen weglaufen. Auf der anderen Seite gab es aber doch auch Entwicklungen, oder?**

Fundamentale, ja. Vor 20 Jahren wurde in den Medien thematisiert, dass Menschen in Krankenhäusern auf Fluren sterben. Das ist endgültig und vollkommen vorbei. Die Abschiedskultur in Krankenhäusern und Altenheimen hat sich sehr gewandelt. Vor einigen Jahren haben wir mit einem Angebot „Death Café“ angefangen. Das zeigt, wie stark der Wandel sich vollzogen hat, denn noch ein paar Jahre zuvor wäre das undenkbar gewesen. Fünf Mal im Jahr treffen sich Menschen, um bei einem Kaffee über den Tod zu reden.

**Warum gerade ein Angang auf diese Weise?**

Die Zeit genau dafür war reif. Ein Ort für das Reden über den Tod, ohne dass

es ein Ort der Schwere wäre, sondern eher ein Wohlfühlort. Fünf Mal im Jahr sind 20 bis 30 Leute dabei. Das hat sich fest etabliert und zeigt, dass es den Bedarf dafür gibt, ein solches Thema in Gesprächen zu vertiefen. Bei der Premiere waren 50 Leute, das hatte mich damals schon umgehauen.

**Trotzdem gibt es auch noch immer das Verdrängen.**

Das gab es immer und gibt es noch. Aber das Spektrum ist viel weiter geworden. Klar gibt es die, die sich weiterhin verschließen und nicht über den Tod reden möchten. Aber es gibt eben auch Menschen, die das völlig anders sehen – und auch leben.

**Hat das auch etwas damit zu tun, ob jemand vom Land oder aus der Stadt kommt? Auf dem Land gibt es schließlich weniger Anonymität.**

Familienstrukturen funktionieren im Durchschnitt im ländlichen Bereich besser, stimmt. Das ist das eine. Und auch der Tod war dort präsenter. Tiere starben auf den Höfen, das gehörte zum Alltag. Das heißt aber im Umkehrschluss nicht, dass es dort zwangsläufig gleichzeitig auch möglich war, das Thema in der Tiefe zu bereden. Außerdem haben sich ja auch ländliche Struk-

turen ziemlich gewandelt. Stadt und Land sind sich heute ähnlicher als noch vor Jahrzehnten.

**Wie sieht es denn bei Jüngeren aus?**

Da stellen wir oft ein besonders großes Interesse fest, über den Tod zu sprechen. Am Herder-Gymnasium haben wir zwei Mal einen Kurs unter der Überschrift „Zeit zu leben, Zeit zu sterben“ für Neuntklässler angeboten. Die Kurse gingen über zwei Tage. In dem Alter sind die Schülerinnen und Schüler oft besonders aufgeschlossen für das Thema. Da entsteht ein Bewusstsein für das Nachdenken und Formulieren von Fragen. Das macht Spaß.

**Welche Bereiche interessieren da besonders?**

Sie kennen oft schon Trauer, sei es um verstorbene Großeltern oder um ein verstorbene Haustier. Da interessiert sie, was in diesem Prozess passiert. Außerdem gibt es Fragen zum Thema Suizid und was beim Sterben eigentlich passiert.

**Gab es in den 22 Jahren ihrer Tätigkeit eigentlich so etwas wie einen Höhepunkt?**

Es ist vielleicht überraschend, aber am meisten fällt mir da eine Ausstellung mit dem Titel „Zwischenraum“ ein. Die fand im Dom und im Rathaus statt und es waren lebensgroße Skulpturen zu sehen. Eigentlich hatte die Ausstellung nur im Rathaus stattfinden sollen, aber dann kam es zu der Idee, den Dom einzubinden. Das hat den Titel dann noch mehr mit Leben gefüllt und ganz viel Zwischenraum sichtbar gemacht. Zwischen Gebäuden, zwischen Menschen, zwischen Leben und Tod, zwischen Weltlichem und Spirituellem. Das war eine sehr erfüllende Erfahrung.

**Und wenn wir einen Blick in die Zukunft werfen, wie sieht die für den Hospizkreis aus?**

In einer alternden Gesellschaft, in der es zudem mehr Menschen gibt, die allein sind, steigt der Bedarf an Sterbebegleitungen. Gleichzeitig hören wir von einigen ambulanten Hospizdiensten, das goldene Zeitalter sei vorbei. Sprich, die Ehrenamtlichen werden weniger. Wir erleben das zum Glück noch nicht so, aber der Hospizkreis wird sich drauf vorbereiten müssen und schauen, wie er immer wieder Menschen gewinnen kann. Wir beobachten, dass die Gesellschaft insgesamt individualistischer wird. Menschen wollen sehr persönlich mitgenommen werden und schauen sehr auf die eigenen Grenzen, um sich nicht überfordert zu fühlen. Das ist in Ordnung, wirft aber auch die Frage auf, was für einen Hospizdienst leistbar ist. Es ist gut, wenn sich die Ehrenamtlichen als Einheit erleben, dieses Netzwerk braucht es – aber das Gefüge ist fragil. Trotzdem geht es nicht anders: Die Zukunft geht nur zusammen, und zwar nicht nur beim Hospizverein. Und eines hat sich über die Jahre nicht verändert und wird sich auch nicht verändern: Bei der Sterbebegleitung gibt der Sterbende vor, das ist die gemeinsame Grundlage. Der Sterbende und die Trauernden stehen im Zentrum unserer Arbeit.

**Was werden Sie persönlich ab November machen?**

Ich würde gerne meine Meditationsangebote ausweiten. Vor allem werde ich therapeutisch arbeiten. Das hatte ich gar nicht geplant. Aber es kamen Menschen auf mich zu und mir wurde klar, dass das mein Schwerpunkt sein wird. Gerade bei der Beschäftigung mit dem Thema Trauma öffnen sich gerade viele Themen. Und das ergibt für mich wirklich viel Sinn. Es schließt sich eine Tür und es grüßt rufend etwas Neues.

Der Autor ist erreichbar unter Benjamin.Piet@MT.de